

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 94.

Donnerstag, 20. April.

1916.

Um Ehre und Leben.

(Schluß.)

Roman von Paul Witz.

(Nachdruck verboten.)

Da drüben auf dem Meere ist soeben ein Segelboot umgeschlagen, und der Insasse des Fahrzeugs kämpft mit den Wellen.

Unsonst, er kann sich nicht retten.

Gillerrufe ertönen, aber niemand ist in der Nähe.

Mit einem Male blüht ein Gedanke in Kurt auf.

Sofort wirft er Rock und Stiefel ab und wirft sich ins Meer.

Er ist ein guter Schwimmer, hat sich beim Regiment so manchen Preis geholt, — das kommt ihm jetzt famos zu statuten. Mit monnigem Mut dringt er vorwärts. Es gilt ja ein Leben zu retten!

Am Strand wird es jetzt lebhaft. Man ist aufmerksam geworden. Und Boote werden flott gemacht.

Murt aber hat schon den Jüngling gerettet; der hält sich nun fest am Rande seines Bootes, bis eines der anderen Fahrzeuge herangekommen ist, das ihn jetzt aufnimmt.

In Kurt jubelt alles auf. Er hat eine gute Tat vollbracht! Er hat ein junges Menschenleben dem türkischen Meere entzissen!

Dieser Gedanke wirkt wie befreiend auf ihn. Diese frohe Stimmung rieselt ihm wie neues Leben durchs Blut.

Mit kraftvollen Armen teilt er die Wellen, um zu einem der Rettungsboote zu gelangen. — da plötzlich geht es wie ein elektrischer Schlag durch seinen Körper. Der Atem stockt — die Sinne schwinden — und mit einem Male ist alles zu Ende. Er sinkt in die Tiefe. Ein Herzschlag hat ihn erlöst.

Schon waren die Boote in der Nähe. Aber vor ihren Augen, fast in greifbarer Nähe, sank er hinunter.

Daheim war man in Sorge und Aufregung.

Besonders das Mamachen ängstigte sich halb zu Tode um ihren Diebling.

Natürlich versuchte Lucie nach Kräften, sie zu trösten und die ganze Sache als einen tollen Streich des Bruders hinzustellen.

Aber Frau Luise ließ sich nicht beruhigen. Sie fühlte, daß irgend etwas nicht in Ordnung war und daß sie Grund hatte, sich zu sorgen.

Inzwischen hatte ein Kriminalbeamter im Bonshaus nach Kurt gesucht und da man ihn im Geschäft nicht fand, begab sich der Beamte in die Privatwohnung.

Lucie empfing den Herrn, und als sie hörte, um was es sich handelte, fuhr sie schreckensbleich zusammen, jedoch beherrschte sie sich sofort und bat darum daß man leise spräche, damit die arme Mama nicht erführe, wenigstens vorerst nicht. Darauf aber konnte der Beamte sich nicht einlassen. Er hatte Instruktion, die Wohnung zu durchsuchen und war sogar mit einem Haftbefehl ausgerüstet.

Und so erfuhr dann das Mamachen alles.

Solange der Beamte da war, hielt sie sich aufrecht, als der aber nach erfolglosem Suchen gegangen war, sank sie zusammen.

Jetzt wagte auch Lucie nicht mehr, ihr Trost zugu-

sprechen; weinend saß sie an ihrem Lager und starrte fassungslos vor sich hin.

Am Nachmittag kam Jensen.

„Um Gottes willen! Wie hat das alles nur geschehen können!“ jammerte Frau Luise.

„Wußten Sie denn nicht, was im Gange war? Konnten Sie ihn denn nicht warnen, Sie waren doch sonst immer sein guter Engel, warum haben Sie ihn denn jetzt im Stich gelassen?“

„Gnädige Frau, auch ich bin genau so überrascht und überrumpelt wie Sie“, verteidigte sich der junge Mann mit lautmoller Stimme. „Erst heute früh erfuhr ich, was geschehen war und wie es geschehen war. Die Kriminalpolizei hatte übrigens schon seit einiger Zeit ein aufmerksames Auge auf die Gräfin aus Rußland gerichtet. Man fand bisher nur keinen Grund, gegen sie einzuschreiten. Jetzt aber hat man bereits die Spur der Flüchtlinge; sie sollen sich nach der Riviera gewandt haben.“

„Und unser Junge mit ihr! So wird man sie alle verhaften. O Gott, das überlebe ich nicht!“

Damit aufschreckend sank die alte Frau zusammen. Diskret zog sich Jensen zurück. Lucie begleitete ihn hinaus.

„Verlassen Sie uns nicht in dieser schweren Zeit“, bat sie, „kommen Sie wieder, sobald Sie etwas Näheres erfahren haben.“

Wie gerne versprach er es.

Und nun kamen ganze böse Tage; viel schlimmer als alles andere lastete dies neue Unglück auf Mutter und Tochter.

Jedeßmal, wenn die Klurklingel ertönte, erschauerten sie, denn immer fürchteten sie, eine neue Hiobspost zu erfahren.

Furchtbar war diese Ungewissheit.

„Mein Jung“, mein armer Jung!“ jammerte die alte Frau in ihren Fieberphantasien. „Warum habe ich ihn so schlecht behandelt, daß er sich von mir abwenden mußte!“

Auch Lucie plagte sich oftmals mit Vorwürfen, daß sie nicht freundlich und nicht liebevoll zuletzt zu ihm gewesen sei.

Wenn doch nur eine Nachricht käme, so daß man wenigstens wußte, wonan man war! Wenn doch nur diese gräßlichen Zweifel aufhörten!

Und die Nachricht kam.

Zwei Tage später trafen die Abschiedsbriefe ein.

Als die alte Frau das Papier in der Hand hielt, sagte sie schluchzend: „Paß auf, das ist sein letzter Brief! Er hat sich etwas angetan, ich hab es gefühlt! Ich hab es gefühlt!“

Bitternd erbrach sie dann das Kuvert. Mit fliegender Hast las sie das Schreiben zu Ende. Dann verließ sie die letzte Kraft. Dieser Schlag war zu stark für sie. Ein schweres, böses Fieber packte sie. Und der Arzt schüttelte mit dem Kopf.

Lucie, ohgleich selber der Schonung bedürftig, pflegte sie mit rührender Aufopferung.

Auch Jensen, so oft es seine freie Zeit gestattete, kam und stand ihr hilfreich bei.

Nach einigen Tagen stand in allen Berliner Zeitungen ein langer Artikel, der die neueste Sensationsaffäre verkündigte.

Es hieß darin:

„In Marseille wurde gestern die aus Rußland kommende Gräfin Marinka Nivonow gerade in dem Augenblick verhaftet, als sie sich auf einem Dampfer nach Amerika einschiffen wollte. Die Dame, eine äußerst pikante und interessante Schönheit, hat auch in der Berliner Gesellschaft eine Zeitlang eine Rolle zu spielen gewußt. Zwar war es an maßgebender Stelle nicht unbekannt, daß die Ehe von den Verwandten des Grafen als eine grobe Meßalliance angesehen wurde, da die Dame früher der sehr geschätzten Muse angehört haben soll; dennoch aber hat die sehr geschickt und sicher auftretende Abenteuerin es verstanden, eine Zeitlang die besten Kreise der hiesigen russischen Kolonie in ihre glanzvoll ausgestatteten Salons zu ziehen. Die Herrlichkeit dauerte indes nicht lange; denn verschiedene dunkle Gerüchte über das Leben der Dame drangen in die Öffentlichkeit und so zogen sich der bessere Teil der Gesellschaft und vor allem die offiziellen Kreise sehr bald wieder zurück. Jetzt nun hatte die Kriminalpolizei Gelegenheit, mit der schönen Dame Bekanntschaft zu machen; sie ist nämlich das Mitglied einer weitverbreiteten Fälscherbande, die mit geradezu raffiniertester Geschicklichkeit Tausendmarktscheine nachgemacht hat. Die elegante Frau Gräfin hatte es übernommen, diese Scheine in Umlauf zu bringen, was ihr auch in ganz erstaunlicher Weise geclückt ist, denn eine große Reihe der besten Berliner Geschäfte hat recht empfindliche Verluste erlitten. Auch noch auf einem anderen Gebiet hat die Frau Gräfin mit Geschick operiert, indem sie einen Scheid auf eins der ersten hiesigen Bankhäuser geschickt hat.

Die Flucht der Abenteuerin ging panikartig vonstatten. Nur das Notwendigste nahm man mit. Und so hat die Behörde aus den zurückgelassenen Briefschaften feststellen können, welche Personen an dem in so großem Maßstab betriebenen Schwindel beteiligt sind. Am meisten verwickelt in die Affäre ist ein junger Herr aus guter Familie, der früher dem Offiziersstande angehörte, jetzt aber in einer hiesigen Bank angestellt war. Auch dieser Herr sollte verhaftet werden, ein Unfallsfall hat ihn jedoch dem irdischen Richter entzogen; in Nizza, wo er noch kurz vorher einem Menschen das Leben rettete, hat er den Tod in den Wellen gefunden.“

Als Jensen diesen Artikel Lucie gab, kam man überein, daß die Mama nie etwas davon erfahren dürfe.

* * *

Langsam schwand der Winter dahin. Von Anfang April kamen herrliche, sonnige Tage.

In einem dieser warmen Frühlingstage konnte das kranke Mamachen zum ersten Male wieder eine Stunde auf den Balkon hinaus.

Bleich, mit eingefallenen Wangen, saß sie da und sah hinaus auf die Wiesen, wo im frischen Grün der erste Frühling pranate.

Wie schön, wie ewig schön war doch dies Erwachen der Natur!

Und wenn man es auch noch so oft erlebt hat, jedes neue Mal findet man andere Reize daran! Das fühlte auch sie wieder aufs neue.

Als sie drüben wieder groß und klein sich so lustig tummeln sah, mußte sie an ihren toten Liebbling denken. Ein paar Tränen stahlen sich aus ihren Augen. Aber sie klagte jetzt nicht mehr. In der langen Zeit der Krankheit hatte sich alles in ihr geklärt, sie sah jetzt ein, daß eine milde Gotteshand es alles so am besten gefügt hatte. Nein, sie klagte nicht mehr, sie gönnte ihm den Frieden, den er gefunden hatte, und in ihrer Seele lebte sein Andenken rein und makellos weiter. Sie fühlte, daß er nicht schlecht, sondern nur schwach gewesen war, um den Versuchungen dieser Welt zu wider-

stehen. Nie mehr weinte und klagte sie laut über den Verlust. Aber in ihrem Herzen errichtete sie ihrem Liebbling einen Altar, und wenn sie allein war, opferte sie ihm darauf mit still mütterlicher Liebe und Innigkeit.

Jensen war jetzt ständiger Gast im Hause. In den langen Wochen der Krankheit, als er und Lucie sich in der Pflege ablösten, waren beide einander nähergetreten, und Lucie hatte nach und nach erkennen gelernt, was für ein prächtiger, reiner und guter Kerl er war.

Nie hatte er mehr mit einem Wort oder Blick seine Liebe verraten, immer nur hatte er still und opferfreudig mit angegriffen, wo man seinen Beistand brauchen konnte.

Gerade dies stumme, beharrliche Werben, das nichts verriet und dennoch alles fühlen ließ, das überwand nach und nach den Stolz Lucies. Mit jedem Tage fühlte sie es deutlicher, daß eine stille, ernste Zuneigung für den tapferen Menschen in ihr aufkeimte. Und als er dann an einem mond hellen Frühlingsabend seine kost schüchterne Werbung vorbrachte, da gab sie ihm still und glücklich die Hand.

Sie wußte, nicht heiße Liebe brachte sie ihm entgegen, aber sie wußte auch, daß der Glaube an seine Herzensgüte und an seinen ehrenhaften Charakter so groß war, daß er volle Gewähr für ein reines und stilles Eheglück bot. Und so nahm sie seinen Antrag an, zu dem das beglückte Mamachen ihren Segen gab.

So kam nach all den Opfern, die das Leben von ihnen gefordert hatte, nun doch noch ein Sonnenstrahl des Glücks ins Haus.

— Ende. —



Wenn das Lob der Freunde immer ein sehr zweideutiges bleibt, so darf man dagegen dem Reide der Feinde vertrauen.

Immermann.

Schaum der Zeit 2

Aus dem 1. Aprilheft des „Deutschen Willens“ (Münster):

Frauenversammlung in der Großstadt. Ein ernsthafter Frauenverein beabsichtigt, seine Mitglieder über zeitgemäße Kriegs- und Friedensfragen durch Vorträge zu unterrichten. Er hat sie deshalb zum heutigen Abend eingeladen, um den Bericht über ein bedeutendes Buch anzuhören, das gegenwärtig im Mittelpunkt der politisch-wirtschaftlichen Erörterung steht. Die Berichterstatterin ist als wohl unterrichtete und auch als anregende Rednerin bekannt. Trotz frühzeitiger Einladung erscheinen außer dem Vorstande 6, schreibt sechs Damen. Ein anderer ernsthafter Frauenverein veranstaltet in derselben Stadt einen Vortrag über die „Webe von Heute und Morgen“. Der Saal für diesen Vortrag ist bedeutend größer, aber schon fünf Minuten vor der festgesetzten Zeit ist er so überfüllt, daß die Türen geschlossen werden müssen.

*

Auszug mit klingendem Spiel. Jetzt schweigt es. Gesang: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n“. Das Volk strömt die enge Gasse gegen den Marktplatz hinunter, um seine Landstürmer zum Bahnhofe zu begleiten. Das sind keine jungen Leute mehr, Lebenserfahrene sind es, die wissen, was das heißt: jetzt ins Feld zu zieh'n. So weit die Blide reichen können, sieht man ihnen nach. Nur ein junger Herr und seine Dame bleiben, die Mädchen zur Strafe, in ein Schaufenster vertieft, in dem Deklatsessen ausliegen. Nämlich: es gilt ihnen für unfein, „an Straßenbougängen Interesse zu zeigen“.

*

Nun im Zuge zwischen lauter Unklobern. Einziger Bibi ist außer mir einer, den ich für einen Viehhändler halte. Er ermuntert eifrig einen jungen Bauern, der eben aus Serbien heimkommt, zum Sprechen. Immer wieder: ob da im Süden Vieh wäre? Ob's auch hereinkäme? Wie's im Preise stünde? Der junge Bauer ist sehr gutmütig, aber sehr schwerfällig; was er sagt, kommt immer erst nach einer Pause und dann in gelehrtem Schuldeutsch langsam, dickflüssig heraus. Die andern Soldaten hören eben zu. Endlich ist die serbische

Viehfrage fürs erste beiseitegestellt, der Schwerfällige erzählt in seinem Schuldeutsch weiter von den Verwüstungen da unten. „Ja, das Kapital“, ruft dazu der Viehhändler, wenn man so bedenkt, was da draufgeht. Millionenwerte! Millionenwerte! Pause, lange Pause. Kein Wort von einem der andern, keine Miene auf ihren Gesichtern. Schließlich kommt's wieder aus dem Bayern. Wieder ganz langsam, wieder im Schuldeutsch, wieder ganz einförmig und schwerfällig: „Und ich hab sonst immer gemeint, um die Menschen wär's noch mehr schade.“

Heute ausnahmsweise einmal zweiter Klasse. Aber Selbstgegrane sind auch dabei: drei Mann „ohne Charge“, solche Leute, denen man die Reise ins Lazarett erleichtern will. Der älteste ist einer aus Bayern, der verheiratet in der Schweiz als Buchbinder gelebt hat, als der Krieg ausbrach. „So, drauhenbleiben? Das d'Leit sagen: riacht wohl soa Pulver net gem? Na, na, mei Biaber, dös nüt. Mei Brüader und i, glei san mer nach Konstanz. Den Brüader hat's scho im August bewohlt, hin is er. I hob an Fischas, Gimmelsatra, und am Herzen seit si's aa no. No was, i hab doch Kinder, wenn ma denen nachsagen könnt: er is sei boambliebn damals, eier Bota.“ — Der zweite ein junger Architekt aus dem Rheinsland, ein schlanker, feiner, schöner Mensch, aber so schwach. Nieren! „Bei mir dauert's zu lange mit der Heilerei. Ich muß schon sagen, so langsam eingehn, das paßt mir nicht. Aber wenn ich noch mal einen Stum mitmachen könnte, wie damals bei Langemerl, und dann schnell aus — ja, das!“ Er schließt die Augen und denkt an Langemerl. — Der dritte ist ein Weinbeiniger zwischen zwei hohen Krüden. Der sieht vergnügt aus. Auf der Station erwartet ihn ein Krankenwärter mit dem Fahstuhl. Ich will ihm die Trittbretter hinunterhelfen. Da lacht er: „Ich kann schon hupfen.“ Und hupf ist er unten.

Eine Viertelstunde vor der schönen Stadt im Rheintal liegt eine Höhe mit kleiner Wirtschaft und weitem Blick nach Westen. Blühende Obstbäume mit Finkenschlag und Umselbröckel, lachende Kinder quirlen darunter beim Rämmenlein. Beamteten herum, auf dem Baum eine Nabe, ein Vinscher davort, und dann: lange Tische, an denen die Bürger und Pürgerinnen in Sonntag-Nachmittag-Ausgehe-Möden bei Kaffee und Kuchen sitzen. Ich plaudre mit ihnen. So früh noch im Jahr und schon ordentlich schwül! Ob nicht gar ein Gewitter kommt? War ist, ich hör es wirklich schon donnern. Da seh'n sie sich an und lachen. „Der Herr ist gestern aus Leipzig gekommen, der kennt das noch nicht. Das ist der Kanonendonner von der Front herüber! Das hören wir schon so über ein Jahr, das sind wir gewöhnt. Bleiben Sie, bis es dunkel wird, dann können Sie's aufblitzen sehen.“ Das sind wir gewöhnt.



Aus der Kriegszeit.

Richard Wagner und der Weltkrieg. Die durch den Krieg hervorgerufene schroffe Spaltung der Gemüter und Meinungen hat sich keineswegs nur auf Politik und Krieg an sich beschränkt, sondern alle Gebiete menschlichen Geistes und menschlichen Schaffens mit einer Art krankhaften Fiebers angesteckt, dessen Bewirung oft an dem Vorhandensein gesunder Vernunft zweifeln läßt. Auch in Kunstdingen hat der Krieg seine starke Wirkung geübt, und besonders die Musik gibt zu einer Fülle von Streitigkeiten. Angriffen und Verleumdungen im Lager der geistigen Intellektuellen Anlaß. Unter allen Musikern aber, deren Persönlichkeit und Schaffen von nationalen und chauvinistischen Leidenschaften umhüllt wird, steht Richard Wagner an erster Stelle. Bald nach Kriegsausbruch fehlte es in Frankreich, England und Rußland nicht an Leuten, die in Wagner das verhasste Symbol des deutschen Gegners erblickten, und Männer von künstlerischem Ruf schreckten selbst vor der letzten, äußersten Unsinnsigkeit nicht zurück, indem sie Richard Wagner die eigentliche Schuld an dem Kriege zumahen. So äußerte der Leiter des russischen Balletts, Ansermet, daß Wagners Musik das deutsche Gemüt verroht und zum Kriege getrieben habe. Auch andere Leute, selbst Rodin, brachten es über sich, in diesem Sinne zu urteilen. In Erwiderung einer Mundfrage der Pariser „Renaissance“, ob die deutschen Komponisten auch nach

dem Kriege in Frankreich gespielt werden sollten, erklärte Rodin: „Beethoven, ja; aber Wagner keineswegs, er ist zu eng mit den Schrecken dieser Zeit verwardt.“ Die amerikanische Zeitung „The Republican“ unternimmt es sogar, nachzuweisen, wie Richard Wagner die Schuld an dem Weltkrieg trage: „Wagners egoistischer Wunsch, seine Musik zum Höchstmäß aller Musik zu stempeln, trieb ihn zum übertriebenen, absoluten Teutonismus. Es war kein Zufall, daß er seine Musik der Zukunft auf der ruhmollen Sagenwelt von Deutschlands Vergangenheit aufbaute. Er wollte alles von Grund auf in diesem Sinne erneuern, eine rein deutsche Kunst gründen, das absolute Deutschtum zum verherrlichten Sinnbild erheben. Von dieser Mission erfüllt, war er bereit, alles andere abzuleugnen. Er teilte die Menschheit in seine blinden Anhänger und seine Gegner. Er verdrängte alle anderen Komponisten und nahm rücksichtslos ihren Platz ein. Er ward der Urzeitone, erfüllt von den einsichtslosesten, schroffsten Rassen-theorien. Darum ist es als selbstverständlich anzusehen, daß Wagners Musik nach dem Kriege in Paris nicht mehr erklingen wird und daß dieses seinen guten Grund hat.“ Noch weiter geht auf diesem Wege des Kriegswahn-sinnes der französische Musikschriftsteller Car Beladon, der es in der „New Music Review“ auf sich nimmt, zu zeigen, wie Wagner im „Ring“ alle Leidenschaften bildete, die angeblich zum Kriegsausbruch 1914 geführt haben. In Alberich, der die Rheingötter wegen ihres Schatzes verfolgt, sieht dieser anscheinend unter hoffnungsloser Kriegspsychose leidende Kritiker den Durchschnittsdeutschen. Wotan wird in den schärfsten Worten angegriffen, weil er den Vertrag mit dem Riesen gebrochen und so einen späteren Bruch des Völkervertrages andeutet habe. In dieser Art geht es spaltenlang weiter, und selbst Siegfried wird wegen seiner „unglaublichen Brutalität“ eins ausgewischt. Vor Siegmund und Sieglinde allerdings versagt selbst Herrn Beladons chauvinistisch gefärbter Geist: er gesteht, in diesen Gestalten keine Züge des deutschen Gegners erkennen zu können. Neben diesen aller Logik und allen Verstandes baren Ausgeburten des Kriegsgeistes finden sich jedoch, wenigstens im neutralen Ausland, Stimmen, die noch wie vor Wagners Genie preisen. So meint „The Musical America“, daß man in Wagners Dichtungen und Kompositionen beim besten Willen keine gefährliche Richtung zu erkennen vermöge. „Sein Werk“, meint das Blatt, „wird in Wahrheit ewig bleiben, was es für den vernünftigen Menschengesinn ist, und er wird allen augenblicklichen Irrungen zum Trost durch alle Zeitalter der Bewunderung und der Liebe der ganzen Welt sicher sein. Wenn gegenwärtig so viele gehässige und sinnlose Urteile gefällt werden, kann man hierin nur die Absichten einer rücksichtslosen und rein egoistischen Propaganda erblicken.“

Die Kriegslügen-Epidemie in England. Die Verbreitung falscher Kriegsnachrichten in England und die Leichtigkeit, mit der den haltlosesten Geschichten und Legenden Glauben geschenkt wird, sind zu einem solchen Ausmaß gediehen, daß sie selbst in dem leichtgläubigen Frankreich Aufsehen zu erregen beginnen. Ein französischer Militärarzt unternimmt es in der Londoner Zeitschrift „The Hospital“, diese Kriegslügen-Epidemie, die er für eine Art geistiger Massenerkrankung hält, vom Standpunkt des Psychologen einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen: „Die Zahl der Lügner und Nachrichtenfindler und die Zahl der gläubigen Leser und Hörer in England ist so groß, daß man nicht anders als von einer Art Epidemie sprechen kann. Von der bekannten Geschichte der „Engel von Mons“ bis zu den letzten Ereignissen kann man eine lange Reihe solch typischer Fälle beobachten. Die Dardanellen wurden — laut englischen Zeitungsmeldungen — wöchentlich dreimal bezwungen, und Lille wurde fast alle 14 Tage zurückerobert. Das Merkwürdigste dabei ist, daß die Enttäuschungen, die stets auf solche Nachrichten folgten, nicht insuland waren, die Schär der Gläubigen sichlich zu vermindern. Dabei sind alle diese Berichte, die gleichzeitig verbreitet werden, so verschiedenartig und einander widersprechend, daß man nicht begreifen kann, wie ein gebildeter und gesunder Mensch derlei wiederholen und gar selbst ernsthaft glauben kann. Fast jeder Durchschnittsengländer leidet unter dieser Epidemie, und der berühmte Tommy Atkins ist der mildeste unter diesen merkwürdigen Märchenergählern. Gierfür bieten die Feldpostbriefe der englischen Soldaten reichhaltiges Material. So kam ein Melkut frisch aus der englischen Garnison in Frankreich an, doch wurde er nicht an die Front gebracht, sondern blieb in einer Etappe, um einem

Militärgeistlichen Hilfsarbeit zu leisten. Bereits nach vier Tagen, die er in völliger Sicherheit, im wörtlichsten Sinne fern vom Schuß verbracht hatte, schrieb er in einem Feldpostbrief an seine Familie: „Wir liegen in den Schützengräben, sehen einen Regen von Infanteriegeschossen und hören ununterbrochen das Pfeifen der Schrapnells, die über unseren Köpfen dahinfliegen. Aber ich bin Soldat und kein Feigling; darum halte ich aus und tue trotz allem meine Pflicht.“ Dies ist nur ein Beispiel für viele, wenn man natürlich auch nicht behaupten kann, daß jeder englische Heldenbericht eine Lüge ist. Doch ebenso wenig läßt sich leugnen, daß wir es in England mit einer Psychose der Massen, mit einer Epidemie zu tun haben, die oft die seltsamsten und haltlosesten Erfindungen gebiert.“

Der Afrikaner im französischen Senat. Die Verurteilung der farbigen Bundesgenossen, zu der die Entente-mächte sich gleich zu Beginn des Krieges hinreihen ließen, gemahnt immer deutlicher an die Fabel von Goethes Zauberlehrling. Auch die Engländer und Franzosen müssen mit einiger Verlegenheit erkennen, daß sie die Geister, die sie riefen, nicht mehr los werden. Dies ist für sie um so peinlicher, als man gerade in Frankreich und England früher eine Verachtung aller Farbigen an den Tag legte, die das europäische Gerechtigkeitsgefühl nicht gerade in das beste Licht stellt. Und da nach einem französischen Sprichwort die Gegensätze sich berühren, suchen die Engländer und Franzosen ihre schwarzen, braunen und gelben Hilfskräfte nunmehr vom Gegenteil zu überzeugen, indem sie sie mit den merkwürdigsten „Ehrungen“ bedenken. So kam es, daß nunmehr sogar die heiligsten Männe des Senats sich einem Farbigen öffneten. Wie die Pariser Presse mit großem Pathos und gerühmtem Wortgellingel bekannt gibt, ist der Glückliche der Afrikaner Bel-Hadj-Hamed aus der französisch-afrikanischen Provinz Oran. Allerdings darf man nicht annehmen, daß der dunkle Hamed in den Senat gewählt wurde; er wurde vielmehr zum Bureau-dienner des Senats ernannt und darf von nun an im Vorzimmer der Pariser Senatsräumlichkeiten in einer prächtigen Livree Aufstellung nehmen. Der schwarze Krieger, der infolge mehrfacher an der Front erlittener Verletzungen nicht mehr felddienlich ist, hat — wie „Paris-Midi“ berichtet — diese hervorragende Auszeichnung mit Glückseligkeit zur Kenntnis genommen und mit wahrer Wollust seinen neuen Posten angenommen. Man muß zugeben, daß die Franzosen sich nicht allzu sehr anstrengen, indem sie ihre farbigen Helden zu Dienern machen. Doch wenn diese Übung in Frankreich und England fortgesetzt wird, wenn jeder Neger, Zunder, Senegalese, der an der Front der Alliierten stand, als kostümierter Diener in die Pariser Kammer oder das Londoner Westminster wandert, so dürften die englisch-französischen Volkswertungen mit der Zeit ein unermutet exotisches Aussehen bekommen, von dem der weiße Stolz nicht gerade erbaut sein dürfte.

Der schwierige Bach und die englischen Ostern. Die Ausführung der Passionsmusik von Johann Sebastian Bach in London ist schon seit langem unlösbar mit den englischen Osterfeierlichkeiten verbunden. Auch in diesem Jahre wird wieder Bach gespielt, und Freitag fand in der Westminster-Abtei eine Aufführung der Passion des Heiligen Johannes statt, die am Palmsonntag in der Londoner Temple-Kirche wiederholt wird. Die diesjährigen Bach-Aufführungen aber verfolgen außerdem noch einen besonderen Zweck, nämlich die Feier des 100jährigen Geburtstages des englischen Bach-Pioniers William Sterndale Bennett, des Begründers der Bach-Gesellschaft in London. Bei diesem Anlaß bringt die „Times“ die außerordentlichen Schwierigkeiten in Erinnerung, die den Engländern die ersten Bach-Aufführungen verursachten. Als im Jahre 1854 zum ersten Mal die St. Matthäus-Passion von Bach aufgeführt werden sollte, verzehrte die Wiedergabe des für die von Haus aus nicht allzu sehr musikalischen Engländer außerordentlich neuartigen und komplizierten Werkes dem Chor, dem Orchester und den Solisten besondere Mühe. Die Vorbereitungen dauerten nicht weniger als 18 Monate, und während der letzten 6 Monate fand in jeder Woche eine langwierige und vollständige Probe statt, in der nicht nur der Chor, sondern auch die Solisten und das freiwillige Orchester allen Eifer und all ihr Können aufbieten mußten, um die ihnen damals so fremdartige Musik wenigstens einigermaßen bewältigen zu können. Trotzdem erinnert die „Times“ selbst daran, daß die damalige Erstaus-

führung alles eher als vollkommen war und bestenfalls eine Skizze des Werkes veranschaulichen konnte. Dies war nicht auf eine Unfähigkeit der mitwirkenden Künstler an sich, unter denen sich hervorragende Berufsfänger befanden, zurückzuführen, sondern auf die Tatsache, daß sie sich einer Musik gegenüber sahen, zu der sie nicht die geringsten innerlichen Beziehungen hatten. Viele englische Musiker der damaligen Zeit zweifelten sogar daran, daß man jemals in England Bachsche Musikwerke auf künstlerisch vollendete Weise wiedergeben vermöge. Und nur der außerordentlichen Kraftanstrengung Bennetts und der ihm unterstehenden Bach-Vereher war es zu danken, daß die Passionsmusik überhaupt in England Eingang fand.

Wie der Osterhase zum Eierlegen kommt. Seit wir denken können, verbindet sich für uns Deutsche der Begriff des Osterfestes mit dem Bild der rot, blau, grün und gelb bemalten Ostereier, die — wie der Osterhase selbst — ein unbeschriebenes Symbol dieses Frühlingsfestes bilden. Und da auch der größte Witz in der Zoologie wohl weiß, daß es dem Geschlecht der Hasen nicht gegeben ist, Eier zu legen, drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wie wohl das uns allen gemeinsame Märchen vom Eierlegenden Osterhasen entstanden sei. Da die Osterbräuche in den nichtdeutschen Ländern nichts vom Eierlegenden Osterhasen wissen, liegt die Vermutung nahe, daß es sich um eine der ganz alten, legendären deutschen Volksüberlieferungen handelt. Vom Hasen ist in Verbindung mit der erwachenden Natur zur Frühlingszeit bereits in der altgermanischen Mythologie die Rede. Die Wald- und Frühlingsgöttin „Matte Rose“ (die wohl der Holza verwandt ist) läßt sich auf ihrer Wanderung durch den Frühling von Hasen begleiten, die ihr, nach einer späteren Sage aus Niedersachsen, die Schleppe tragen und ihr mit brennenden Lichtern voranleuchten. Diese Häschen in Verbindung mit dem Frühling waren auch den Wachtelmännchen und Elben vermandt, die ja in der Sage fast immer die Vorboten glücklicher und fröhlicher Ereignisse sind. Da die Fruchtbarkeit des Hasen schon den Alten bekannt war, wurde er dann zum Symbol des beginnenden Frühlings, der ja die ganze Natur, Pflanzen- und Tierwelt im Stadium der Fruchtbarkeit zeigt. So ist denn die Erhebung des Hasen zum Verkörper und Symbol des Osterfestes vollkommen begreiflich. Schwieriger ist es, die ihm zugeschriebene Eigenschaft des Eierlegens zu erklären. Am wahrscheinlichsten erscheint die Annahme, daß der Volkshumor den Osterhasen mit einem anderen uralten Symbol des Festes, dem Hahn, zusammenbrachte und mit Hinzufügung des Fruchtbarkeitsgedankens auf witzige und phantastische Weise das Märchen von den Ostereiern des Osterhasen sich bilden ließ. Dies erscheint um so begreiflicher, als das Ei in vielen Religionen die Fruchtbarkeit symbolisiert. Zahlreich sind die Sitten, die sich an die Legende von den Ostereiern knüpfen. Am verbreitetsten ist wohl das Suchen nach den bunten Eiern, die in den Stuben oder besser noch im Garten oder Wald versteckt worden. In Süddeutschland ist auch das gegenseitige Aufklappen der Eier, das sogenannte „Eierpicken“, unter den Kindern bekannt. In Baden läßt man die Eier unter Scherzen und Gelächter einen Wiesenhang hinabrollen, was man „Ostereierkugeln“ nennt. Beim „Eierlaufen“ kommt es darauf an, wor in der kürzesten Zeit die größte Zahl der versteckten Ostereier aufzufinden vermag. Eine anschauliche Schilderung des vollständigen Eierlesens in Süddeutschland findet sich in einer schwäbischen Predigt: „Man gehet hinaus aufs Feld oder in einen weiten Hofgarten oder Wiesen, da läuft man mit ganz Körben voll Eiern zu. Man nimmt eine gewisse Zahl derselben, 100, 200 oder noch mehr. Solche legt man auf den Boden, der Länge nach, eins hinter das andere, in gewisser Distanz, etwa einen Schritt weit von dem andern. Diese Eier muß einer (der das Spiel gewinnen will) allesemt, eines nach dem andern, zuvor aufklauben und in ein bestimmtes Geschirr, Sieb oder Korb legen, unzerbrochen, ehe daß ein anderer, zu einem gewissen Ziele laufend, wieder zurückkommt. Da gilt es nun ein Gewett, welcher aus diesen Beeden geschwinde sei, der Lauffer oder der Klauber. Das ist nun lustig zu sehen. Dann als so oft der Klauber ein Ei aufhebt, läuft er damit zum Korb oder Sieb und legt's darein. Nehmt dervellen der Lauffer ehender zurück, so ist das aufgesetzte Gewinnet sein; gleichwie es des Aufklaubers ist, wann er vor der Zurückkunft des Laufenden mit dem Aufklauben fertig wird; zerbricht er aber ein Ei, so hat ers Spiel verloren.“